Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 58 (1954-1955)
Heft: 19

Artikel: Der Frosch und das Schicksal
Autor: Seiler, Richard C.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671484

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Frosch und das SCHICKSAL

Von Richard C. Seiler

Der etwas ungewöhnliche Wortlaut der Verbotstafel hatte mich angezogen: man solle «die Blumenbeete nicht beschädigen», hiess es darauf, und ich zerbrach mir eben den Kopf, ob dies sprachlich richtig sei und, wenn nicht, wo der Fehler stecke. Deshalb war ich blind und sah, ohne zu sehen.

Rosmarie unterbrach meine Betrachtungen; sie sieht zwar kaum besser als ich, aber bei ihr sind die Augen offenbar direkt mit dem Verstand verkuppelt, während bei mir ein filziger Teppich von Reflexionen dazwischenliegt. «Du, da sitzt ein Frosch», flüsterte sie; ich merkte ihrer Stimme an, dass es sich nicht um einen gewöhnlichen Frosch und um ein gewöhnliches Sitzen handeln konnte.

Ihre Ueberraschung begriff ich zum Teil, denn ein Frosch gehörte wahrhaftig nicht in dieses kunstvoll-natürliche Milieu aus behauenen Steinen, gesiebter Erde und Blumen; noch weniger an den Rand der Obersee-Promenade, auf der pausenlos die spiegelnden Automobile mit verhaltener Kraft vorbeisurrten; aber den mitleidigen Ton begriff ich erst dann, als ich ihrem ausgestreckten Zeigefinger folgte. Der Finger deutete auf den Boden, nein, nicht auf den Boden, vielmehr auf einen eingelassenen Rost aus Eisenstäben — aus galvanisierten, diskret silbern schimmernden Stäben, versteht sich —, der einem Kellerfenster das Licht gewährleistete und zugleich unachtsame Passanten vor einem Sturz in den Schacht schützte. Dort unten, etwa ein Meter unter der Erdoberfläche, hockte der Frosch in seinem Gefängnis aus Beton und glotzte stumpfsinnig in die Ecke, vor der er — vielleicht war es Tage her — sein vergebliches Ringen aufgegeben hatte. Er atmete noch, sonst rührte er sich nicht, obwohl ich die Stäbe mit dem Absatz zum Klirren brachte.

«Das arme Tier, es verhungert ja», sagte Rosmarie. Ich sagte nichts, und den nächsten Satz kannte ich, bevor er ausgesprochen wurde: «Man sollte ihn herausholen».

«Es geht nicht», antwortete ich. Im Geist sah ich mich flach auf dem Bauch, quer durch die gepflegten Beete, die man nicht beschädigen durfte, in meinem immerhin noch guten Anzug, den Arm durch zwei Stäbe gezwängt, nach dem Frosch fischen, der ganz sicher seine letzte Kraft aufbot, sobald ich ihn fassen wollte oder, was in Anbetracht der Schachttiefe wahrscheinlicher war, gerade noch seinen kühlen Rücken mit den Fingerspitzen kitzelte.

«Wenn man das Kellerfenster öffnete, könnte man ihn kriegen», überlegte Rosmarie laut. Flugs knüpfte ich meine Reflexionen an den Vorschlag. Die Postbüros waren geschlossen — durfte ich vielleicht für diesen Zweck von der amtlich eingeräumten Befugnis Gebrauch machen, dringliche Sendungen nach Schalterschluss abzuliefern? Dringlich war die Sache ohne Zweifel; es fragte sich bloss, ob der betreffende Beamte die Frösche als Geschöpfe Gottes oder als Ungeziefer bewertete. Nein, das Wagnis nahm ich nicht auf mich, ich bin ein feiger Mensch und scheue die Lächerlichkeit wie die Pest.

«Du, man liest dann und wann in der Zeitung, dass die Feuerwehr eine Schwalbe befreit hat, die in einer Dachrinne festgeklemmt war!» eiferte Rosmarie, sie erriet meine Gedanken.

«Frösche und Schwalben geniessen nicht dasselbe Ansehen», erwiderte ich fest — zu fest, denn ein schräger Blick traf mich. «Uebrigens, wozu dies alles?» fügte ich flink bei. Ich war nun auf der Hut, dieser Frosch sass mitten in unserer Ferienreise, und im Vergleich zu ihm wäre eine Sphynx ein harmloses Tierchen gewesen. Rosmarie hat nicht nur scharfe Augen, sondern auch ein zähes Gedächtnis, und die kleine Tragödie konnte ihr — und mir! manche Stunden vergällen. Aufpassen! ermahnte ich mich. «Gesetzt der Fall, wir holen das Tier heraus und riskieren den Volksauflauf, der unfehlbar entsteht, oder wir stören den Posthalter bei seinem wohlverdienten Feierabend, oder wir alarmieren gar die Feuerwehr — was geschieht dann? Der Frosch hüpft davon, über diese breite Strasse da, und das erste Auto zerquetscht ihn. Lassen wir ihn in Frieden sterben, vermutlich hat er das Schlimmste bereits hinter sich.»

Rosmaries Stimme bekam einen gefährlichen Klang, als sie nun ein paarmal «aber» hervorstiess und sofort wieder verstummte. Dies und meine eigene Ungeduld zwang mich zur moralischen

Flucht in einen Gemeinplatz, es war ohnehin das nächste und bequemste: «Alle Lebewesen müssen sterben, so auch dieser Frosch.»

Hätte ich doch geschwiegen! Rosmarie hielt mir einen Vortrag, der sich im wesentlichen um meine Feigheit drehte, und um die Feigheit der Männer überhaupt, und um die Kluft zwischen den edlen Worten und dem Gebaren. Schliesslich wehrte ich mich, indem ich darauf hinwies, dass ich weder für die Schöpfung, noch für die moderne Zivilisation, noch für die Frösche im allgemeinen, noch für dieses einzelne Exemplar der Gattung verantwortlich sei. Ich könne nichts für die unzähligen Katastrophen, die jede Sekunde unzählige Opfer forderten. Und so weiter, und so weiter — ich vergass auch die Fliegen nicht, deren Leben das vorzeitige Ende unseres Frosches verlängerte.

Inzwischen war es Nacht geworden; die Bogenlampen gossen ihren milchigen Zauberglanz über die von fröhlichen Bummlern erfüllte Promenade, und die Frösche am nahen Seeufer — die freien, noch nicht vom Schicksal erreichten — quakten wie toll. Dank meiner Weisheit hatten wir uns wieder beruhigt und sprachen mit jener temperierten Neugier, die gebildeten Menschen so gut ansteht, von den Gefühlen, die der Gefangene haben mochte, wenn er das Liebeslied seiner Artgenossen vernahm. «Falls er überhaupt etwas fühlt», schränkten wir unsere Mutmassungen vorsichtig ein, «denn bei so niederen Tieren weiss man ja nie . . . »

Noch einige herrliche Sonnentage verbrachten wir in Arosa. Wir spazierten fleissig, wanderten über blumige Wiesen, auf denen es von honigtrunkenen Instekten schwirrte, kleinen Seen und Tümpeln entlang, auf luftigen Bergrücken — aber um das Postgebäude schlug wir jedesmal einen Umweg ein.

SOMMERLICHE ELEGIE

Es singen die Mägde im blühenden Wein . . .
Schwer fallen die Reben und Ranken
zu grünen Kaskaden gebändigt vom Stein.
Lasst ab doch von Wingert und fröhlichem Schrei'n,
Ihr meine gejagten Gedanken!

Die Mägde, sie riechen nach Sommer und Klee
In ihnen sind mancherlei Lieder.
Und keines ist meins, und manches tut weh,
Es streut der Jasmin seinen duftenden Schnee
Auf Sehnsucht und Trauer hernier.

Mich treibt es, das reisig verrinnende Jahr
Mit trunkenem Pass zu begleiten.
Kein Frauenmund küsst mich; mein staubiges Haar
Ist tändelnder Kränze aus Kerbelkraut bar:
Ein Pilger muss klösterlich schreiten.

Was mahnst du mich: raste! was lädtst du mich ein,
Verlorenes Herz, mich zu finden?
Der lohende Sommer heisst: einsam sein!
Süss locken von fernher die Linden.

Johannes Bollin

Redaktion: Dr. Ernst Oberhänsli, Zürich 1, Hirschengraben 56. (Beiträge nur an diese Adresse!) Unverlangt eingesandten Beiträgen muss das Rückporto beigelegt werden. Verlag: Buchdruckerei Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstrasse 19, Zürich. — Telephon 32 35 27 / 24 28 24.